

Drei Jahre mit Salome : Erinnerungen an einen depressiven Menschen

Autor(en): **Winkler, Tim**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **59 (2001)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-660006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Drei Jahre mit Salome

Erinnerungen an einen depressiven Menschen

Im Sommer 1996 hörte ich, dass Salome¹ wieder in der psychiatrischen Klinik Königsfelden sei. Ich beschloss, sie zu besuchen und sie zu fragen, ob sie nicht in unser leeres Zimmer an der Oberen Hardegg in Olten ziehen wolle. Ich hatte sie in der Zeit als Pfarrer in Aarburg kennen gelernt und eine Zeitlang betreut. Salome war eine attraktive und lebenslustige Frau etwa in meinem Alter. Leider litt sie unter einer Krankheit, welche die Ärzte als «manisch-depressiv» bezeichnen. In Salomes Leben wechselten sich Zeiten, in denen sie mehr oder weniger depressiv war, aber normal ansprechbar, und andere, in denen sie einem Wahn verfiel. Dann konnte man nicht mehr normal mit ihr reden.

Ihre Wahnvorstellungen waren religiöser Art. Wenn solch ein Schub über sie kam, erkannte sie plötzlich in ihren Mitmenschen biblische Gestalten, und sie selber war dann «auch nicht mehr von dieser Welt». Jeder Schub machte einen Aufenthalt in der psychiatrischen Klinik notwendig. Salome fiel etwa einmal pro Jahr in einen solchen Wahnzustand. Als Mutter zweier Kinder war die Situation mit der Zeit nicht mehr tragbar, und die Ehe wurde geschieden. Um ein Bild zu geben, wie sich ein manisch-depressiver Mensch fühlt, zitiere ich aus einem zeitgenössischen Roman²:

«Die Gipfel der Manie sind schwindelerregende, ekstatische Orte, über die der Patient in seiner Illusion hinwegschwebt wie ein Adler. Die Täler, in die er danach abstürzt, sind tief, dunkel und erfüllt vom Gestank nach Aas. Er kann sich nicht daraus befreien, weil die Felswände zu steil und zu glatt sind. In dieser Situation ist das Grauen so stark, dass der Schmerz die Vernunft erschüttert. ... Der Zustand des Patienten ist wie der eines Opfers in einer Folterkammer. Es gibt keine Hoffnung auf Entkommen. Die einzige Hoffnung besteht darin, dass die Folterer müde werden oder dass sie schnell sterben.»



Salome und unser jüngster Sohn Gabriel

Als ich Salome in Königsfelden besuchte, war sie immer noch manisch, aber ihr Zustand war im Abflauen begriffen. Sie trug ein Kopfband mit einer weissen Feder und erklärte mir, dies sei ein Symbol der Taube des Heiligen Geistes. Ich musste lachen und sagte ihr, sie sei wohl bald so weit, dass sie eine neue Sekte gründen könne. Wir spazierten dann zu einem nahe gelegenen Restaurant und tranken zusammen ein Bier. Salome nahm das Angebot gerne an, bei uns zu wohnen. Zum Zimmer, in das sie einzog, gehörten auch eine kleine Küche, eine Terrasse und ein Badezimmer. So zog sie im September 1996 bei uns ein, nachdem der psychotische Schub zu Ende war.

Salome war eine angenehme Hausgenossin. Sie nahm regen Anteil an unserem Familienleben. Meine Frau Simo-

ne erwartete gerade in der Zeit, als sie zu uns zog, unser viertes Kind, Gabriel. Wir hatten uns auf etwas ruhigere Zeiten vorbereitet, da unser Jüngster zu dieser Zeit schon schulpflichtig war.

Salome packte tatkräftig an und bügelte regelmässig unsere Wäsche. Ihre Kinder kamen an den Wochenenden zu Besuch, besonders ihr jüngster Sohn wurde ein guter Freund meines zweitjüngsten Sohnes. Salome war eine warmherzige und mütterliche Frau, die unsere Familie bereicherte. Sie fühlte sich bei uns offensichtlich zu Hause. Sie vertraute mir einmal an, dass sie sich ein Wohnrecht bei uns bis an ihr Lebensende wünsche.

Andererseits litt sie sehr unter der Trennung von ihren Kindern. Nach den Wochenenden mit ihnen zusammen ging es ihr oft ganz schlecht. Zudem

war sie oft unter der Wirkung von starken Psychopharmaka. Die einen nahm sie, um manische Phasen zu verhindern, die andern sollten ihre Depressionen aufhellen. Diese Medikamente, die zeitweilig willkommene Stützen waren, hatten starke Nebenwirkungen. Neben Konzentrationsstörungen und bleierner Müdigkeit bewirkten sie, dass Salome stark an Gewicht zunahm. Salome hatte einen starken Glauben, an dem sie in all ihrem Elend festhielt, auch wenn er durch ein starkes Gefühl von Verlassenheit bedroht wurde.

Weiter plagte sie die Vorstellung, auf der ganzen Linie versagt zu haben. Ich erklärte ihr, dass Gott uns dann besonders liebt, wenn wir uns schwach und elend fühlen; seine Liebe sei nicht von unseren Leistungen abhängig. Ich glaube, Salome hat mit der Zeit ein gutes Stück dieser Wahrheit begriffen. Und zwischen uns beiden entwickelte sich nach und nach so etwas wie eine gute geschwisterliche Beziehung. Wir haben auch viel zusammen gelacht.

Salome besuchte immer wieder Leute, die in einer ähnlichen Lage waren. Ich staunte darüber. Es konnte ihr noch so schlecht gehen, sie schrieb da und dort eine Spruchkarte oder telefonierte mit einem Bekannten in einer psychiatrischen Klinik oder besuchte jemanden, um im Haushalt zu helfen. Im Februar 1998 entwickelte sich eine Freundschaft zu einem jüngeren Mann, den ich aus meiner Zeit der Gassenarbeit in Olten kannte. Eines Tages war Salome nicht da, und ich erhielt von ihr ein Telefon aus Frankreich, sie wohne jetzt bei diesem Mann, er brauche sie. Ich redete ihr ins Gewissen, sie solle sofort heimkommen. Ich ahnte, dass ihr das zuviel würde. Zudem nahm sie ihre Medikamente nicht mehr.

Ich musste bald darauf folgenden Eintrag in mein Tagebuch schreiben:

4. März 1998: «Heute haben wir Salome wieder in die psychiatrische Klinik Königsfelden eingeliefert. Sie war seit zwei Wochen wieder psychotisch. Sie hat sich ein gutes Stück selber in diese Lage gebracht durch die Beziehung zu einem Drogensüchtigen, von dem sie sich zu wenig abgegrenzt hat. Wir haben zuerst gedacht, wir können sie bei uns behalten, und wir haben sehr für sie gebetet. Das ist wieder einmal eine Niederlage. Simone und ich sind enttäuscht. Es tut weh.»

Während dieses Klinikaufenthaltes, der etwa zwei Monate dauerte, verliebte sich Salome in einen Mann ihres Alters, der ebenfalls unter Depressionen litt. Sie fand in ihm eine Person, die ihre Liebe erwiderte und die sie ganz mit Mütterlichkeit und Wärme umgeben konnte. Sie erlebte noch einmal einen Frühling, so kam es mir vor. Ich hatte sie kaum je so glücklich erlebt wie nach diesem Klinikaufenthalt. Salome zog nach einiger Zeit zu ihm, behielt aber das Zimmer bei uns als Rückzugsmöglichkeit, was ich ihr angeraten hatte. Sie verbrachte die meiste Zeit in der Wohnung ihres Freundes, und wir bekamen sie weniger zu Gesicht. Die gute Freundschaft zu unserer Familie blieb aber bestehen.

Im Herbst 1999 klagte Salome bei mir wieder häufiger über Überforderung. Die Aufmerksamkeit und Zuwendung ihres Freundes hatten nachgelassen. Ich spürte, dass es ihr wieder sehr schlecht ging. In der Folge kam ihr nächster Schub, und wir mussten sie in die Klinik Rosegg nach Solothurn bringen.

Bei einem Urlaub löste sie ihr ganzes Konto auf und beschenkte alle möglichen Leute. Unsere Familie beispielsweise wurde mit «Douche-Fit» und Seife eingedeckt, die bis weit in den nächsten Sommer hinein reichte. Das entsprang ihrem Bedürfnis, Gutes zu tun. Dies nahm manchmal eigenartige Formen an: Einmal war sie im Winter barfuss und mit ihrem obligaten weissen Kopftuch zum Untersuchungsgefängnis gewandert, um dort Gefangene zu besuchen, um ihnen zu helfen.

Der Klinikaufenthalt im Herbst 1999 sollte ihr letzter werden. Salome nahm sich an einem Wochenend-Urlaub bei ihrem Freund das Leben.

Ich schrieb am 29. 11. 99 in mein Tagebuch:

«Heute war wieder einmal ein Tag der grauenvollen Sorte. Salome, die seit mehr als drei Jahren bei uns wohnte, ist vor drei Tagen gestorben. Ihr Freund fand sie tot in der Dusche. Ich bin durcheinander. Und ich finde diese Welt zum Heulen. Als wir Salome vor drei Wochen in die Klinik brachten, ahnte ich, dass sie bald von uns gehen würde. Ihr Leben war über längere Strecken hin die reinste Hölle gewesen.

Ich habe Salome gern gehabt. Wir hatten schöne Momente zusammen in der oberen

Küche, bei einer Zigarette oder bei einem Glas Whisky. Manchmal konnten wir uns gegenseitig helfen. Die Schwere des Leidens von Salome lastet heute auf mir wie der düstere Novembernebel, der Olten seit ein paar Tagen im Griff hat.

Ich glaube, Salome ist am Mangel an Liebe, Zärtlichkeit, Wärme und Geschwisterlichkeit erkrankt. Sie musste immer wieder in ihren Wahn flüchten, und schliesslich ist sie daran zugrunde gegangen.»

Auf der letzten Karte, die Salome mir schenkte, steht ein Spruch der grossen spanischen Mystikerin Teresa von Avila: «Man muss Gott beim Herzen zu packen verstehen, das ist seine schwache Seite.» Ich weiss nicht, weshalb uns dies im Fall von Salome nicht gelungen ist und weshalb sie schliesslich auf so tragische Weise aus dem Leben scheiden musste. Aber ich weiss, dass Menschen wie sie eine Botschaft an uns haben.

Depressive Menschen leiden oftmals unter stark empfundener Gottesferne. Sie sind uns «Gesunden» in dieser Hinsicht weit voraus. Sie scheinen die Abwesenheit Gottes irgendwie bemerkt zu haben. Psychologen haben Gott wegpsychologisiert, Philosophen haben ihn wegphilosophiert, und Theologen haben ihn wegtheologisiert und bloss seinen erbärmlichen und blutleeren Schatten übrig gelassen. Und da hat sich Gott heimlich aus unserer Umgebung verabschiedet. Und dann wird es kalt und leer. Kaum jemand scheint es zu merken, ausser diesen Menschen, deren Sensibilität uns voraus ist.

Für mich ist dieser Spruch von Salome ein Vermächtnis. Er hilft mir, nicht zu verzweifeln. Er ermutigt mich, Gott im Gebet weiter zu suchen, damit er eines Tages zurückkommt und sich uns wieder zuwendet, in Liebe.

¹ Name geändert

² Morris L. West: «Der Verschwundene», S. 33.35 – Ullstein-Taschenbuchverlag 2000